

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera

Band: 90=110 (1944)

Heft: 6

Artikel: Der Jakoberkrieg 1444

Autor: Bircher, Eugen

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-19041>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

90. Jahrgang No. 6 Zofingen, Juni 1944
110. Jahrgang der Helvetischen Militärzeitschrift

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung

Journal Militaire Suisse

Gazzetta Militare Svizzera

Organ der Schweizerischen Offiziersgesellschaft

Redaktion: Oberstdivisionär E. Bircher, Aarau

Mitarbeiter: Oberst M. Röthlisberger, Bern; Oberst i. Gst. O. Büttikofer, Urtenen; Hptm. F. Wille, Aarau

Adresse der Redaktion: Zeitglocken 2, Bern, Telephon 2 40 44

Der Jakoberkrieg 1444 *)

Von Dr. Eugen Bircher, Oberstdivisionär z. D.

(I. Teil.)

Wer sich viele Jahrzehnte mit dem Studium der Kriegsgeschichte befasst hat, kommt zu der Ueberzeugung, dass es fast unmöglich ist, eine sicher zuverlässige, wahrheitsgetreue Darstellung einer Schlacht oder eines Gefechtes zu geben. Es ist schon so, wie ein kriegswissenschaftlicher Forscher nach Sir Walter Scott einmal behauptet hat,

*) «Der Jakoberkrieg 1444» ist erstmals im solothurnischen Volkskalender «Lueg nit verby», 19. Jahrgang 1944, im Verlag Buchdruckerei Werner Habegger Derendingen, erschienen und gelangt hier mit gütiger Erlaubnis des Herausgebers, Oberstlt. Albin Bracher, Biberist, zum Abdruck. Wir machen unsere Leser neuerdings auf diesen vaterländischen Kalender aufmerksam, der die Traditionen des Eidg. Nationalkalender im 113. Jahrgang weiterführt und diesmal insbesondere auch biographische Beiträge über Bundesrat Dr. Walter Stampfli, den Bundespräsidenten für 1944, enthält. Der Name «Jakoberkrieg» ist einer Druckschrift des 18. Jahrhunderts entnommen.
Red.

dass man ebensowenig einen grossen Karnevalsball in allen seinen Einzelheiten schildern könne, als zum Beispiel ein kriegerisches Gefecht.

Das gilt aber nicht nur für den nachgeborenen Schilderer einer Schlacht, sondern ebenso sehr für den Teilnehmer. Für diesen sind meist die Eindrücke so gewaltig, so überraschend, so raschwechselnd, veränderlich, dass es über die Erinnerungskräfte eines einzelnen Menschen überhaupt geht, solche Schilderungen zuverlässig zur Darstellung zu bringen. Wie schwer aber muss es sein, eine frühere, Jahrzehnte oder Jahrhunderte zurückliegende Kampfhandlung zu schildern. Noch viel weniger aber dürfte schaffender menschlicher Geist imstande sein, die seelischen Erregungen und Bewegungen, die den einzelnen Menschen oder eine Menschenmasse an einem solchen Ereignis erfassen, zur Schilderung zu bringen. Wohl mag hie und da der schöpferische intuitive Geist eines Dichters, wie Zola oder Tolstoi u. a., in die Tiefen dieser psychologischen Darstellungen vordringen; nur wenigen Sterblichen aber ist es gewährt, solche Eigenschaften zu besitzen. Wie schwer ist es auch, sich in Geist und Sitte einer Zeit einzufühlen. Denn wir sollen nicht nur an den kriegerischen Ereignissen uns belehren, sondern ebenso muss zur Klärung historischer Dinge der Geist der Zeit erfasst werden, der das alltägliche Leben, Lehren und Lernen, den Handel und Wandel bewegt.

Nur so können aus der Geschichte nutzbringende Lehren gezogen werden. Dabei soll man vorurteilslos nicht nur Herz und Gefühl walten lassen, sondern im Vordergrund steht die Arbeit des wahrheitssuchenden Verstandes, der mit allen Mitteln der Wissenschaft und Intuition an diese Dinge herangehen soll.

Der Jakoberkrieg

Der Jakober-Krieg, wie er zutreffend genannt wird, feiert im Sommer 1944 seinen halbjahrtausendsten Erinnerungstag. Bei allen schönen Reden wird man aber kaum sagen, dass er den Querschnitt einer der trübsten Epochen unserer Landesgeschichte darstellt; denn er ist der Höhepunkt eines nahezu sieben oder mehr Jahre dauernden blutigen und grausamen Bürgerkrieges, der in unserem Lande gewütet hat. Wenn auch die Tat der Männer vor St. Jakob ein Zeugnis höchsten schweizerischen Kriegeriums darstellt, so wird diese Tat durch einen schweren Akt von Indisziplin für die Begriffe des Soldatentums zur Belastung und

widerspricht den Forderungen, die man als Soldat grundsätzlich an die Disziplin stellen sollte. Und die Verfechter der starrsturen Disziplin, denen Kriegertum nur aus dem äusseren Zwang und nicht aus innerer Bereitschaft besteht, denen Soldatentum etwas Geformtes und nicht kühnes Leben bedeutet, müssten die Leistungen der Männer von St. Jakob als verwerflich bezeichnen. Wie viele werden in den kommenden Feiertagen mit tönenden Worten dabei sein, die niemals imstande wären, eine solche Verantwortung selber zu übernehmen und einen solchen Akt der Indisziplin zu begehen.

1. Die politische Lage.

Aus der Erbschaft des Grafen von Toggenburg ist der Krieg entstanden, der unter dem Namen des alten Zürichkrieges in unserer Geschichte steht. Die Gründe, die zum Kriege geführt haben, sind, wie immer, in erster Linie wirtschaftlicher, dann politischer und wohl gar zuletzt persönlich-menschlicher Natur. Aus dem alten Zürichkrieg gibt es auch heute noch viel zu lernen — wenn man will und die Ereignisse sachlich behandelt.

Dass die Besetzung des Aargaus und Wegnahme verschiedener österreichischer Gebiete beim Hause Habsburg, dem erklärten Erbfeind — politisch und territorial — einen Stachel, um nicht zu sagen Hass zurücklassen musste, ist begreiflich; und dass daraus der Entschluss entstand, wieder in den Besitz dieses Landes zu kommen, darf nicht wundern, um so weniger, als eine vollkommen einwandfreie, rechtmässige Besitznahme kaum zu beweisen war.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts lebte in den eidgenössischen Ständen ein durchaus verständlicher und begrüssenswerter, zielbewusster Expansionsdrang, der Stadt- und Länderkantonen ohne Unterschied gleich eigen war. Dieser «Dynamismus», wie man heute sagen würde, war an keine Staatsform gebunden — auch heute ist er es nicht. Ob städtische Zunftverfassung (Zürich) oder mehr schon der Geschlechterherrschaft zuneigende Aristokratie (Bern) oder Landsgemeindedemokratie (Schwyz), sie alle waren gleich in dem Bestreben, sich räumlich und wirtschaftlich auszudehnen. Dass es damit nach aussen oder unter sich zu Zusammenstössen kommen musste, war zwangsläufig. Zürich, das stets kommerziell betonte, aufblühende Gemeinwesen in hervorragender Verkehrslage suchte in natürlichem Instinkt dem See entlang sich zu entwickeln, um den Anschluss an den internationalen Handelszug nach der Lombardei — der Gott-

hard spielte damals eine erst noch sich entwickelnde Rolle — über den Septimer zu erreichen. Es wollte die Verbindung oberer Zürichsee—Linthebene—Walensee—Chur in sichere Hand bekommen. Limmatabwärts hatte es sich gesichert, war aber durch den gemeinsamen Besitz der Grafschaft Baden in diesem Teile nicht vollkommen unabhängig, während aareabwärts Bern keine Schwierigkeiten bereitete.

Grössere Gefahren mussten früher oder später von Schwyz kommen. Dieses hatte weder nach Süden (Uri) noch Norden (Luzern) oder Westen (See) eine Expansionsmöglichkeit; es war in die Richtung Ost-Nordost gezwungen, wenn es ebenfalls einen Handels- und Verkehrsanschluss erreichen wollte. So hatte es sich in den Besitz der March gesetzt, den Etzel überschritten und war gegen den oberen Zürichsee und die Linthebene vorgestossen. Schwyz stand nun an der internationalen Verbindung, die für Zürichs Wirtschaft ebenfalls, wie man heute zu sagen pflegt, lebenswichtig war und bedrohte auch den wichtigen Verkehrsknotenpunkt Rapperswil, das seit 1415 frei geworden war. In diesem Gebiet hatte sich das Grafengeschlecht der Toggenburg an die Linth, die Grafschaft Uznach, die obere March, das Gaster, Weesen, die Herrschaften Sargans, Niedberg, Freudenberg, Wartau bis zur Plessur und das Landwasser hinauf entwickelt und sich die Herrschaften Maienfeld, Malans, Prättigau, Davos, Schanfigg und Churwalden angeeignet, sich bis ins Vorarlberg ausgedehnt und in den Besitz der Rheinmündung am Bodensee gesetzt. Wenn man rein geographisch diese Herrschaft betrachtet, so kann man nur sagen, dass sich hier ein recht grosses Staatswesen unter zielbewusster Führung, wenn auch heterogen, doch wirtschaftlich nicht ungeschickt zusammengesetzt, entwickelt hatte, das an Grösse sowohl das Gebiet der Zürcher, wie dasjenige von Schwyz übertraf. Friedrich VII. von Toggenburg war zweifellos, wenn er auch von seinen Zeitgenossen ein ruheloser Geist genannt wird, ein kluger Politiker und Diplomat, dem es gelungen war, mit Zürich und Schwyz in ein Burg- und Landrecht einzutreten. So konnte er durch beide Bündnisse diese unruhigen Nachbarn gegenseitig im Zaune halten. Er trat dann 1419 noch mit Glarus in Verbindung, um sich so gegen den Bischof von Chur zu sichern. Zürich hat zweifellos gegenüber dem Toggenburger keine einwandfrei offene Politik getrieben, indem es sich um den toggenburgischen Besitz des ohne Erben lebenden Grafen schon zu dessen Lebzeiten allzu offensichtlich bemühte. Der Toggenburger lehnte sich daraufhin stärker an die Schwyzer an und versprach ihnen Tuggen, die obere March und die Anwartschaft auf die militärisch

wichtige Stellung auf Grienau. Der Leiter der Zürcher Politik in jenen Jahren war ein Glarner, Rudolf Stüssy, der wohl mit ihren weit ausgreifenden Zielen zu identifizieren ist, persönlich ungestüm und leidenschaftlich. Ihm stand als Stadtschreiber Michel Stebler aus österreichisch Stockach zur Seite, eine gewandte Diplomatennatur. Als Gegenspieler stand auf Schwyzerseite Ital Reding, ebenfalls ungestüm und leidenschaftlich, der es aber gewandter verstand als die Zürcher, die schwyzerischen Pläne, gegen den Nordosten vorzustossen und in die Ebene hinauszutreten, durchzukämpfen. Wenn man diese Persönlichkeiten mit heutigen Masstäben messen würde und historische Parallelen zöge, so käme man zu eigenartigen Urteilen.

Im April des Jahres 1436 verstarb der letzte Toggenburger. Dem Zuge der Zeit und dem Beispiel der Eidgenossen folgend, bildeten sich unter der Bauernschaft von Wallenstadt, im Sarganserland, in Weesen und dem Gaster, in Uznach und dem oberen Toggenburg föderative Bewegungen, die zur Selbständigkeit hinstrebten, wie auch der damals entstandene, spätere Zehn-Gerichte-Bund im Bündnerland. Aussenpolitisch lagen die Sympathien dieser Leute bei Oesterreich, das, weit entfernt, eine schwache Herrschaft geführt hatte, weniger bei Schwyz und Glarus, am wenigsten bei Zürich.

In ungeschickter Weise hatten die Zürcher ihre Begehren vertreten und verloren ein Recht nach dem andern in den unklaren Situationen, in denen sich die Landschaften des Toggenburger Erbes befanden. Viel zielbewusster hatten durch Bündnis und Landrechts-politik die Schwyzer ihre Interessensphäre befestigt und sich in der Linthstellung und bei Sargans eingenistet. Ja, die Schwyzer hatten sich, was nicht festzustellen unterlassen werden darf, sehr eng mit den Oesterreichern eingelassen und zuletzt das Gasterland und Weesen an sich und zum Teil an die Glarner gebracht. Damit war dem Fasse der Boden ausgeschlagen.

2. Der alte Zürichkrieg.

Vom Spätsommer 1438 an begann jener unsägliche Bruder- und Bürgerkrieg, wie seinesgleichen wenige in der Geschichte zu verzeichnen sind. Zürich griff, wie später in den Religionskriegen, zu wirtschaftlichen Massnahmen gegen Schwyz durch Verkehrs- und Lebensmittelsperre. Es schlug alle schiedsgerichtlichen Vorschläge in den Wind und wollte die Sache vor dem deutschen Kaiser, einem Oesterreicher, austragen. Das verstiess nun gegen den wesentlichen

Satz der Gerichtsordnung, die schon im Bundesbrief 1291 niedergelegt war, dass nur eigene Richter eigenen Gehlütes bei Streitigkeiten entscheiden sollten. Verschiedene Bundesglieder, wie Uri, Unterwalden, Luzern, Zug, ja selbst Appenzell neigten eher zu Zürich und waren der kraftstrotzenden Politik der Schwyzern abgeneigt. Bern vermittelte; seine Versuche wurden von Zürich in den Wind geschlagen. Konnte 1439 und 1440 Blutvergiessen noch verhindert werden, wenn auch Zürich den Schwyzern den Markt sperrte, so entschloss sich nun Reding kurz, an das Schwert zu appellieren und unterwarf mit Waffengewalt die aufrührerischen Sarganser. Es wäre ganz interessant, die Persönlichkeit Redings und seine nicht unsympathische, kraftvolle politische Führung vom modernen Standpunkt aus zu betrachten. Gegen Ende 1440 standen Zürcher und Schwyz am Etzel und am oberen Zürichsee einander kampfbereit gegenüber, und bei der Gefahr einer Trennung der Eidgenossenschaft vertraten Uri, Unterwalden, Luzern, Bern den Standpunkt, es wäre doch besser «ein Ort von der Eidgenossenschaft geschränzt, denn dass die ganze Eidgenossenschaft zertrennt werden sollte». Selbst Zug, das den alten Spahn mit Schwyz nicht vergessen und auf das Zürich strategisch gehofft hatte, schlug sich auf die Schwyzersseite. Und nun trat etwas in der Geschichte und Kriegsgeschichte ganz Eigenartiges ein. Der Eindruck, den die Schwenkung der eidgenössischen Orte, insbesondere von Zug, auf die Zürcher machte, war ein ganz verhängnisvoller. Stüssy war am 4. November mit 6000 Mann bei Pfäffikon gelandet und erhielt dort die Kriegserklärung der Urner und Unterwaldner. Dieser Ueberschung und kritischen Situation war er nicht gewachsen. Er trat am 5. November den Rückzug an, der in eine panikartige Flucht ausartete. Es erschien jener Dämon Pan, unbegreiflich, unbewusst, unfassbar, der so oft in der Geschichte und Kriegsgeschichte eine übersinnliche Rolle gespielt hat. Zürich musste sich zu einem nicht gerade ehrenvollen Frieden entschliessen, der die Schwyz unmittelbar bei Pfäffikon an den Zürichsee herantreten liess.

Ein tiefer Stachel blieb bei den Zürchern zurück und machte sich bei der wieder zur Führung gelangten Partei Stüssys in unersättlicher psychologisch nicht unverständlicher Rachsucht geltend. Im Reiche waren nach den Luxemburgern die Habsburger wieder ans Ruder gekommen, und es bestieg im Februar 1440 Friedrich III. aus der steirischen Linie der Habsburger den deutschen Königsthron. Er war wohl deutscher Kaiser, aber die Grösse des Habsburgerhauses zu heben, ging ihm, wie allen Habsburgern, allem andern vor. Die

habburgischen Stamm- und Geburtslande wieder zu erringen, war sein unablässiges Ziel, Zürich, das einst fest im Bund gegen die Habsburger gestanden hatte, wechselte vollkommen seine Front und näherte sich dem Hause Oesterreich, das zunächst die Zürcher recht kühl behandelte. Am 17. Januar 1442 ging Zürich ein ewiges Bündnis mit Oesterreich ein, dem es einiges Land im Osten und Nordosten überlassen musste, freie Hand für die Eroberung des Aargaus gab, dafür aber indirekt Toggenburg und Uznach erhalten und an die Spitze einer neuen Eidgenossenschaft vom Schwarzwald bis nach Rhätien und Tirol treten sollte. Zürichs Ziel war, in Verbindung mit Oesterreich, auf die Zertrümmerung der jungen, kaum 100 Jahre alten, noch nicht in sich gefestigten achtörtigen Eidgenossenschaft gerichtet. Die eidgenössische Gesinnung in Zürich wurde unterdrückt und die alten Bünde mit den Eidgenossen wurden nur noch äusserlich formell beachtet. Man kann das Vorgehen Zürichs ziemlich genau in eine Parallele setzen mit dem Verhalten der amerikanischen Sezessionsstaaten 1861 bis 1864. Man wird aber auch aus historischer Gerechtigkeit den Zürchern zugute halten dürfen, dass der ihnen von den Eidgenossen aufgedrungene Frieden von 1439 für sie mit vollem Recht untragbar erscheinen musste.

Die junge Eidgenossenschaft war zweifellos in die schwerste Belastungsprobe ihrer ganzen Geschichte eingetreten. Der neue König bestätigte die kaiserlichen Freiheiten den eidgenössischen Orten, mit Ausnahme der Urner, nicht mehr, und die eidgenössischen Orte lehnten knapp 25 Jahre nach der Eroberung des Aargaus dessen Herausgabe ab. Man vergegenwärtige sich, dass eine so kurze Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft als Untertanenland wohl nicht imstande gewesen war, Gebiete, die vorher den Habsburgern gehört hatten, vollkommen zu assimilieren. Sicher lebten dort noch viele Einwohner, die, wie spätere Ereignisse zeigten (Ueberfall von Brugg), aus ganz ehrenwerten Gründen noch österreichisch geblieben waren. In Zürich wurde eine kleinere österreichische Besatzung unter Thüring von Hallwil aufgenommen, und wie es in der Geschichte, trotz aller und immer wieder betonter pazifistischer Erwägungen geht, konnten die Gegensätze nur durch den Appell an die Waffen entschieden werden. Man rüstete zum Kriege. Am 20. Mai 1443, als auch Rapperswil eine österreichische Besatzung erhielt, wurde an Zürich und Oesterreich von Schwyz und Glarus der Krieg erklärt, dem sich bald die übrigen eidgenössischen Stände anschlossen. Und wie es immer bei Bürgerkriegen der Fall gewesen ist — man kann dies auch beim

Sezessionskrieg feststellen —, sollte der Krieg für unsere heutigen Begriffe nicht ganz unverständlich ein «Krieg ohne Gnade» werden. In raschem Zuge warfen die vereinigten Schwyzer, Luzerner, Urner und Unterwaldner am Hirzel die Zürcher zurück, verheerten das linksufrige Sihlgebiet und stiessen am 22. Juli über den Albis vor. Zürich hatte sich nicht genügend vorbereitet, österreichische Hilfe war ausgeblieben, der sachgemäße Rat der österreichischen Militärs wurde nicht beachtet, und bei St. Jakob an der Sihl wurden die zum Teil recht ungeordneten und wohl auch nicht disziplinierten Scharen, die dem Gegner entgegengegangen waren, geschlagen und bis zu den Toren der Stadt verfolgt. Beinahe wäre Zürich eingenommen worden; Stüssy und sein Berater, Stadtschreiber Graf, fielen.

Es ist hier nicht der Platz, um sich über die Scheußlichkeiten der Schlacht bei St. Jakob an der Sihl auszulassen; Erfreuliches wäre sicherlich nicht zu berichten. Rapperswil, das ebenfalls angegriffen wurde, konnte sich halten, und schon am 9. August sah sich Zürich gezwungen, einen achtmonatigen Waffenstillstand einzugehen, der neue Demütigungen für Zürich enthielt und dessen Bestimmungen von keiner Seite streng gehalten wurden. Bern, Solothurn und Basel waren ihre eigenen Wege gegangen und hatten sich mit 4000 Mann vor das österreichische Laufenburg gelegt, das aber dem Angriff widerstand; und von den Basler Belagerern erzählt nach Wackernagel der Chronist, «dass sie vorsichtig in Deckung geblieben seien, so dass ihrer im Gefechte nur einer umkam». Am 23. August kam auch hier ein Friede zustande, der aber nicht ernst genommen wurde. Friedensbemühungen machten sich weiterhin geltend, am 23. Oktober zu Rheinfelden, die mit der Rheinfelder-Richtung auch nichts Dauerdes zustande brachten, ebensowenig mit dem Vermittlungstag vom 22. März 1444 in Baden.

Der Krieg hatte weit über die Grenzen der Schweiz hinaus seine Wellen geschlagen, und immer schärfer zeigte sich, dass der Kampf neuerdings zwischen den feudalen Kräften der Fürsten und des Adels und den aufstrebenden städtischen und ländlichen Gemeinwesen entbrannte, die mehr die damals sich entwickelnden Ideen des Selbstbestimmungsrechts von Bürger und Bauer vertraten. Von weither waren die Gesandten von Bischöfen, von Landesherren, von Räteschaften und Reichsstädten in Baden erschienen. Die Zürcher unter Schwarzmurer waren zweifellos zu weitem, heute noch anerkennenswertem Entgegenkommen bereit, das aber insbesondere von dem starren Schwyzer Reding bekämpft und abgelehnt wurde. Oesterreich gegen-

über, vom Markgrafen von Hochberg vertreten, stellten die Eidgenossen die Forderung auf striktestes Festhalten an dem seinerzeit abgeschlossenen 50jährigen Frieden.

Das in Baden von den Zürchern angebotene Entgegenkommen war in Zürich von der österreichischen Partei abgelehnt worden. Es kam zu einem innenpolitischen Umsturz; es wurde an die Masseninstinkte appelliert, die obsiegten, und einige der vernünftigen Elemente, die den Frieden hätten anbahnen wollen, wurden zum Tode verurteilt. Neuerdings wurde mit aller Macht gerüstet und unter dem Markgrafen von Hochberg eine straffe militärische Organisation durchgeführt.

Aber auch die Eidgenossen waren nicht müssig geblieben, sondern brachen am 23. April, nach einem wohldurchdachten Plan konzentrisch ihre Kräfte gegen Zürich richtend, auf. Die Länderorte marschierten längs des Zürichsees; Bern, Solothurn und Zug marschierten über Baden. Die beiden Heeresgruppen vereinigten sich bei Kloten-Bassersdorf. Appenzell trat ebenfalls als kriegsführende Partei auf. Von jetzt an wütete in der Kriegsführung mit Worten und mit den Waffen der schlimmste Hass. Es war besonders der Zürcher Chorherr Felix Hämmerlin, eine echt mittelalterliche Gestalt, der an der Spitze der Extremen gegen die Eidgenossenschaft auftrat und diese unaufhörlich schmähte. Trotzdem kann man nicht ohne eine gewisse Sympathie an dieser schweizergeschichtlichen Figur vorbeigehen, und man darf sie nicht allein nach den Hassgesängen während des Zürich-Krieges, die sicherlich zum grossen Teil provoziert waren, beurteilen. Vor kurzer Zeit hat Waser ein zutreffendes Bild dieses an sich wohl bedeutenden Mannes gezeichnet, das viel versöhnliche Züge aufweist.

Die nachfolgenden militärischen Ereignisse zeigen alle Anzeichen einer rücksichtslos grausamen Kriegsführung. Greifensee, die Feste an den Verbindungen im Tale der Glatt, wurde belagert, nach vier Wochen das Städtchen niedergebrannt, dann am 27. Mai die Verteidiger zur Ergebung auf Ungnade gezwungen; keine kriegerische Schonung konnten sie erwarten, auf dem Anger von Nänikon wurden 62 Mann enthauptet. Diese als Mord bezeichnete Tat bildet ein dunkles Blatt in der Schweizergeschichte und kann mit nichts ausgelöscht werden als mit dem Hinweis darauf, dass wir heute vielleicht besser denn je verstehen, was eine sogenannte Kriegspsychose zu vollbringen imstande ist. Sofort zog das auf 20,000 Mann angewachsene eidgenössische Heer vor Zürich. Am 24. Juni wurde die Stadt, die

von Hans von Rechberg mit grosser militärischer Sachkenntnis verteidigt wurde, eingeschlossen. Es war nie Sache der Eidgenossen, sich mit länger dauernden Belagerungen abzugeben; es sind in ihrer ganzen Geschichte wenige Erfolge — mit Ausnahme in den Burgunderkriegen — in dieser Richtung zu verzeichnen.

3. Die Ausweitung des Krieges.

Auf einmal schien sich ein neues gewaltiges Unwetter über die Eidgenossenschaft zu entladen: die Kämpfe des Bürgerkrieges traten in das Blickfeld der europäischen Politik. Auch hier waren es wiederum die Feudalkräfte des Adels im Sundgau, Breisgau, Schwarzwald, die insbesondere zu Oesterreich hielten und denen das aufstrebende Basel, welches gerade das grosse Kirchenkonzil in seinen Mauern heherbergte, ein Dorn im Auge war. Da König Friedrich in seinen Erblanden stark beschäftigt war, musste die Koalition sich nach anderer Hilfe umsehen.

Wer ernsthaft Schweizergeschichte treiben will, wird schon aus der geographischen Lage der Schweiz heraus, die im Mittelpunkt der Alpenpässe gelegen ist, dazu geführt, sich mit den europäischen Problemen zu beschäftigen und deren Bedeutung für unser Land sowie den Einfluss der Schweiz auf Europa in den Kreis seiner Be trachtungen zu ziehen. Hier am Oberrhein ist es zum ersten mal, dass die junge Schweiz entscheidend in die europäischen Probleme eingreift, und darum muss ein Blick in das europäische Geschehen jener Zeit getan werden, soweit es sich auf diese Probleme bezieht. Frankreich stand damals in einem schweren Existenzkampf mit den über den Kanal eingedrungenen Angelsachsen, die unter Heinrich V. von England Anspruch auf den französischen Thron erhoben, der das Ziel eines hundertjährigen Krieges geworden war. Zu der Zeit, da Bern, Luzern, Zürich 1415 den Aargau besetzten, wurden bei Azincourt an der Somme die Franzosen entscheidend geschlagen, und Burgund, politischer und militärischer Helfershelfer der Engländer, das sich auch ein eigenes Land schaffen wollte, gewann 1418 Paris, das von einem Grafen von Armagnac, einem bedeutenden Söldnerführer, verteidigt war. Die Engländer besetzten Frankreich bis an die Loire. Eine Wendung trat ein, als die eigenartige Persönlichkeit auftrat, deren psychopathologisches Rätsel noch lange nicht gelöst ist, die unter dem Namen der Jungfrau von Orleans in die Geschichte eingegangen ist und die den Krieg für

die Befreiung Frankreichs bis zu ihrem Flamentode 1431 weiterführte. Mit hin- und herwogendem Glück ging der Krieg weiter. Burgund wechselte die Front. Die Engländer wurden auf die Normandie und einige feste Plätze im Norden zurückgeworfen, bis im Jahre 1444 eine allgemeine Erschöpfung eintrat. Da wurden die zügellosen Söldnerscharen, aus allen Ländern der Windrose zusammengelaufen, aber durch den jahrelangen Krieg äusserst kampfgewandt geworden, zu weiteren Taten frei.

Im Reiche, zu dem die Eidgenossenschaft gehörte, war in diesen Jahren wohl das bedeutendste Ereignis das Konzil zu Basel, das nicht nur eine religiöse, sondern auch eine soziale Reformation bringen sollte, das aber ebenfalls unter den Zwistigkeiten der Päpste und Gegenpäpste litt und sein Ziel nicht erreichte. Nicht vergessen werden darf, dass damals in Mitteleuropa, besonders auch in der Schweiz, eine grosse Pestepidemie herrschte, die Städte und Länder nicht gering verheerte. Die Habsburger waren nicht nur im Westen ihrer Gebiete, sondern auch im Osten, insbesondere in Böhmen beschäftigt, wo es die Folgen der wilden Hussiten-Kriege zu dämpfen galt, und im Südosten standen Ende der Dreissigerjahre drohend die Türken unter Sultan Murat im südlichen Ungarn. Dort starb, als langsam sich die innenpolitischen Differenzen in der Eidgenossenschaft zu verschärfen begannen, 1439 der Österreicher Albrecht II. Sein Nachfolger war Friedrich V., eine unkriegerische, schwunglose Natur, der die Dinge an sich herankommen liess und die Formel aufstellte: «Alles Erdreich ist Österreichs Untertan!» Allen andern Interessen stellte er diejenigen seiner eigenen Hausmacht voran. Nicht vergessen darf werden, mit Rücksicht auf die heutige Zeit, dass im Osten, von Moskau aus, sich immer stärker der Drang der Slawen geltend machte.

Nach der Niederlage bei St. Jakob an der Sihl war die Lage für Zürich-Österreich eine sehr ernste geworden; das unnatürliche Bündnis musste sich nach neuen Kräften umsehen. Basel stand gegen den mit Österreich verbündeten Adel des Sundgaus, Breisgaus und Schwarzwalds in scharfem Abwehrkampf. Um gleich zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen, hatte Peter von Mörsberg sich an Herzog Philipp von Burgund um Hilfeleistung gewendet, Philipp aber blieb neutral. Friedrich wandte sich im August 1443 nun selbst an Frankreich, an die Fürstenehre und die monarchische Gewalt appellierend. Damit hatte der Habsburger einen Weg betreten, der im weiteren Verlauf zum Verderb nicht nur für Habsburg, sondern für das ganze deutsche Reich werden musste. Die Habsburger, als elsäss-

siches Adelsgeschlecht die grosse geographische Bedeutung des Oberrheins erkennend, hatten immer versucht, sich dort einen festen Stützpunkt zu schaffen und pendelten so zwischen den östlichen und westlichen Expansionen hin und her. Friedrichs Traum war, einen Alemannenstaat unter seiner Führung zwischen Vogesen und Vierwaldstättersee, zwischen Jura und Schwaben zu errichten und mit dem Rheinknie den Oberrhein überhaupt in seine Hand zu bekommen. Das gelang ihm im Sundgau, im Breisgau, im Schwarzwald, es gelang ihm aber nicht in dem Gebiete zwischen den Alpen und dem Rhein, der schweizerischen Hochebene. Wenn er auch festen Fuss linksrheins im Fricktal und in der Ostschweiz, im Thurgau gefasst hatte, der durch das neuartige Bündnis mit Zürich noch verstärkt wurde, an der bösen Fastnacht von 1376 war ihm aber der Griff an die Kehle in Basel misslungen. Basel wusste, was ihm von den habsburgischen Expansionsplänen drohte. Im August 1443 ritten zwei Habsburger Reiter, Peter von Mörsberg, an den Hof des Königs von Frankreich, um im Auftrage des deutschen Königs um Waffenhilfe gegen Deutsche zu bitten. Der erste, aber auch entscheidende Verrat der Habsburger am deutschen Volkstum! Karl VII. war damals allerdings immer noch in kriegerischer Verwicklung und konnte aus militärischen Gründen noch nicht zusagen. Als aber am 28. Mai 1444 in Tours mit den Engländern ein Waffenstillstand beschlossen war, wurden die kriegsgewohnten, heute- und raublustigen Kriegsvölker «die armen Gecken oder Schinder», wie man sie nannte, frei. Schon einmal, fünf Jahre vorher, waren sie im Elsass gewesen und hatten dort übel gehaust. 40,000 Mann, ein voll ausgerüstetes, wohl selten kriegserprobtes Heer drang im Jahre 1444 in den Sundgau ein, dabei allerdings einem weiteren politischen Gedanken des französischen Königshauses folgend, dem ewigen Streben, das heute ja auch wieder nicht entschieden scheint, an den Rhein zu gelangen. Denn nicht nur an den Oberrhein wälzten sich die Massen der Armagnaken unter der Führung des Sohnes Karls VII., Ludwig XI., sondern Karl VII. selbst drang gegen Lothringen, Metz und die Mosel vor. Im August 1444 standen französische Truppen in breiter Front von Basel bis über Strassburg hinunter am Rhein. Ziel der Franzosen war, Basel, die blühende Eingangspforte, in Besitz zu nehmen, als deren Schirmherr der Franzose sich schon lange betrachtet hatte. Auch Papst Eugen VI. hatte die Franzosen veranlasst, gegen Basel vorzugehen, um das ihm missliebige, dort versammelte Konzil auseinander zu sprengen. Aus dem Plateau von Langres aufgebrochen, waren diese wilden Kriegsgesellen über

Montbéliard und die Burgunderpforte vormarschiert, hatten sich im Leimental, im Birstal breit gemacht, schoben Vorpostierungen an die Hauensteinlinie bis gegen Liestal, Muttenz vor, dann überschritten sie die Birslinie und liessen auch bei Pratteln ein stärkeres Detachement stehen. Das alles deutete darauf hin, dass man nicht nur Basel in Besitz nehmen, sondern auch über den Hauenstein oder gemeinsam mit einem sich bei Säckingen sammelnden österreichischen Adelsheere gegen Zürich vorstossen wollte. In strategisch durchaus richtiger und vorausschauender Weise hatten die Adeligen Hand auf den militärisch bedeutenden Uebergang über die Aare bei Brugg gelegt und am 30. Juli 1444 unter Hans von Rechberg von Hohenrechberg und Thomas von Falkenstein Stadt und Brückenübergang überfallen und in ihre Hand gebracht. Um sich für diese Tat zu rächen, hatte sich ein eidgenössischer Harst vor die Farnsburg gelegt und der Besatzung drohte das Schicksal derer von Greifensee. Die Belagerten hatten allen Grund dazu, den Anmarsch der Armagnaken zum Entsetzen der heimatlichen Burg, die schon am Tage nach dem Ueberfall von Brugg eingeschlossen war, zu beschleunigen. Rechberg gelang es, in der Nacht aus der Burg zu entkommen und den Ernst der Lage den Führern der Armagnaken zu melden.

Schon über die sechste Woche hinaus dauerte die bis anhin erfolglose Belagerung von Zürich durch die Eidgenossen. Vor der Farnsburg, in der allerdings Thomas von Falkenstein sich nicht befand, lagerten seit dem 12. August Berner und Luzerner, die nach Zerstörung der Falkensteinerburg zu Gösgen über die Schafmatt marschiert und vor der Feste eingetroffen waren. Ein Geschütz war von Basel herangebracht worden, das aber gegen die Felsen der Burg wenig ausrichten konnte. Es lag nur eine schwache Besatzung in der Burg, die man auszuhungern beschloss. Basel bangte es mit vollem Recht vor den ihm von 1439 her bekannten Scharen der Armagnaken. Wilde Gerüchte gingen um. Vom Lande her kamen Flüchtlinge mit Hab und Gut in die Stadt und wurden von dieser gut aufgenommen; sie mussten allerdings den Proviant mitbringen. Die Stadt verproviantierte sich vor allem mit Korn von Savoyen, kaufte Salpeter ein, es wurden Schiffmühlen auf dem Rhein angelegt und sachgemäße Vorbereitungen getroffen für die kommenden schweren Zeiten. Um die Feuergefahr zu bannen, wurde Backen während der Nacht, Dreschen bei Licht verboten, Wasser in den Häusern (wie heute beim Fliegerangriff) bereitgestellt, ein sorgfältiger Wachtdienst eingerichtet, Waffen aus Nürnberg bezogen, Schussfelder frei gemacht, in-

dem Bäume umgehauen, Zäune, Mauern umgelegt wurden, Hindernisse durch Fusseisen angebracht und die Befestigungen der Stadtumwallung und der Tore verbessert. Aber auch das Land wurde versorgt. Liestal erhielt unter Hermann von Sevogel eine Besatzung, die aus dem Waldenburgertal verstärkt wurde; in der natürlichen Talsperre Wartenburg und Hulftgraben wurde ebenfalls gesichert.

Am 20. Juli 1444 war der Dauphin von Langres aufgebrochen. Zu seinen besten Führern gehörten die Herren von Damartin, Lahier, Sallasar und Montgomery; Leiter war Jean de Buel. Neuerdings war in Langres eine Gesandtschaft eingetroffen, um den Vormarsch zu beschleunigen. Er hatte in Maassmünster mit den Herren von Witzelstein, von Veiningen und Helmstadt Kriegsrat gehalten. Am 6. August hatte neuerdings Peter von Mörsberg Beschleunigung verlangt. Am 10. August stand der Dauphin in Luxeuil, am 12. August in Lure. Am 15. August wurden die definitiven Abmachungen für die Lebensmittelversorgung getroffen; am 19. August zog er in Mömpelgard ein, um am 23. August in Waldighofen sein Hauptquartier im Schlosse des Eptingers zu beziehen. Schon streiften seine Leute vor Basel; Basler wurden dabei erstochen, Vieh und Pferde geraubt, Kriegsleute aus Nürnberg zersprengt. Ein Beschwerdebrief der Basler an den Dauphin vom 22. August, der sehr ängstlich klang, wurde scheinbar keiner Antwort gewürdigt, während der Dauphin selbst mit einem Trupp Reiter in der Gegend des Spalentors rekognoszierte und von dort aus beschossen wurde. Rheinabwärts rief Basel noch an diesem Tage Strassburg um Hilfe an. Die Verbindungen zu seinen Verbündeten, Bern und Solothurn, waren abgeschnitten, aber den vor der Farnsburg stehenden Eidgenossen liess es in zweckmässiger Weise Meldung über die um Basel und gegen Liestal vorgeschobenen Feinde zugehen; man war dort also durchaus orientiert. Die Belagerer waren auch davon unterrichtet, dass bei Säckingen unter Rechberg ein Truppenkörper sich sammle. An diesem Tage, es war ein Sonntag, waren 600 Luzerner von Zürich aus gemeldet worden. Die Führung vor der Farnsburg war sich nicht klar, was zu geschehen habe. Von Zürich waren, wie es scheint, keine Meldungen oder Weisungen eingegangen, da man dort vermutlich keine Kenntnis über die Grösse der drohenden Gefahr hatte. Montag, 24. August, trafen die Luzerner vor der Farnsburg ein; noch war die Lage unklar. Vom Feinde wusste man, dass er nicht weiter vorgegangen war. Es fand ein Kriegsrat statt und dieser tat das einzige Richtige, was man in einer solchen Lage tun konnte: es wurde beschlossen, einen Streifzug, d. h. im heutigen Sinne eine

gewaltsame Aufklärung, gegen den Feind zu unternehmen. Das hiezu bestellte Detachement bestand aus 100 Bernern unter Hans Matter, aus Zugern unter Hans Seiler, Solothurnern, 50 Urnern unter Arnold Schmid, 50 Luzernern unter Ulrich Hofstetter, 50 Schwyzern unter Reding, dem Bruder von Ital Reding, 50 Unterwaldnern unter Rudolf Brändli, 50 Glarnern unter Rudolf Netstaler und 50 Neuenburgern unter Albert von Tissot. Das war der Trupp, der von Zürich aus vielleicht mit einer Weisung in diesem Sinne gekommen war. Ihnen schlossen sich aus dem Belagerungsheer 700 Berner, Luzerner und Solothurner an, so dass das Detachement auf 1300 Mann anstieg, das die durchaus angebrachte Weisung erhielt, sich im Vorgehen an die Bergseite, also westlich und an den Wald zu halten, um vor einer eventuellen Uebermacht ausweichen zu können. Auch lautete die Weisung, nicht über Muttenz hinauszuziehen.

Zweifellos waren es auch aus dem Bürgerkrieg her schon kriegsgewandte Leute, meist feurig-jugendlichen Alters; denn es ist anzunehmen, dass für die Führer dieser einzelnen Detachemente zwischen 50, 100 und 200 Mann, also in der Stärke einer heutigen Kompagnie, meist Männer im besten Alter zwischen 30 und 40 Jahren gewählt worden waren.

Um dem Feinde den Vormarsch tunlichst zu verbergen, marschierte dieses Detachement bei Einbruch der Nacht von der Farnsburg ab und erreichte wohl im Laufe von drei Stunden in der von Mondschein erhellt Sommernacht, in welcher diese schöne Landschaft erglänzte, gegen Mitternacht Liestal. Dort wurden sie vom Schultheissen und von Hermann Sevogel begrüßt, der warnend seine Stimme erhob, es aber nicht hindern konnte, dass seine eigene Besatzung, 200 Mann stark, den Zug mitmachen wollte, dem er sich in Erfüllung seiner soldatischen Pflicht dann anschloss. Zwei Chorherren aus Neuchâtel, die vom Konzil zu Basel über Grenzach und Rheinfelden ihre Tagesetappe machen wollten, denen aber die Stärke des vor Basel liegenden feindlichen Heeres nicht bekannt war und die vage Befürchtungen zum Ausdruck brachten, wurde geantwortet: «Wenn es den Morgen also gehen soll und wir nicht durchbrechen könnten, so empfehlen wir unsere Seelen Gott und unsere Leiber den Armagnaken.» Wenn auch dieser Ausspruch nicht mit historischer Sicherheit bewiesen werden kann, so drückt er vielleicht doch am besten kämpferischen Mut und kriegerische Entschlossenheit aus. Die Farnsburger konnten in die Stadt eintreten, wo die für den Kampf nötige Truppenordnung aufgestellt wurde: Bildung dreier Schlacht-

haufen von 20 Mann in der Front mit rund 20—30 m Frontbreite und einer Tiefe von 25 Mann mit 20 m Tiefe, entsprechend der damaligen Stoss- und Massentaktik. Als Bewaffnung trug die Mehrzahl Helebarden; Gewehr- und Armbrustschützen sollen ebenfalls vorhanden gewesen sein. Der Annmarsch dieser Kampfgruppe war dem Feinde nicht unbekannt geblieben. Der Späherdienst des Herrn von Rechberg hatte funktioniert und den Aufmarsch des Belagerungsheeres vor der Farnsburg rechtzeitig nach Pratteln zur Vorhut gemeldet. Aber auch der Haupttrupp im Birstal, Leimental und im Sundgau war orientiert.

(Schluss folgt).

Nachrichten- und Aufklärungstruppen der britischen Wehrmacht

Von Lt. *Walter Moser, Brugg*

Die nachfolgende Betrachtung soll uns einen Einblick in den Stand der Ausbildung, der Organisation und der Verwendung der heutigen Nachrichten- und Aufklärungstruppen innerhalb der britischen Wehrmacht geben.

I. Das königliche Signalkorps.

a) *Allgemeines:* Im Verlaufe des heutigen Krieges sind die britischen Signalverbindungen innerhalb der Armee auf das härteste geprüft worden und haben eine Erweiterung erlangt, damit sie den hohen Geschwindigkeiten und der grossen Beweglichkeit der neuen Kriegsführung entsprechen. Im laufenden Kriege, der über sehr grosse Entfernungen geführt wird, ist besonders das Radio in einem erhöhten Masse ins Auge gefasst, erweitert und dann auch mit gutem Erfolg eingesetzt worden. Im Felde sind Radiostationen nicht nur auf jedem Kommandoposten und in jeder kämpfenden Einheit bis zum Infanteriezug hinunter eingesetzt worden, sondern sie wurden auch jedem Tank und Panzerwagen zur Verfügung gestellt. Ferner wurden mit Funkstationen ausgerüstet: Tankreparatureinheiten, Sappeure, Sanitätsdienste und Nachschubtruppen.

Ein besonderes Verbindungsnetz wurde geschaffen für die Leitung der Fliegerunterstützung der Armee, zur Erreichung guter Luft-